

Nr. 158. Bromberg, den 14. Juli 1932.

Das Mangobaumwunder

Eine unglaubwürdige Geschichte

von Leo Perutz und Paul Frank.

Urheberschutz für (Copyright by) Albert Langen Verlag München.

(11. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Ist sie tot?" fragte er erschöpft und außer Atem.

„Die eine wäre erledigt", sagte der Baron ruhig. „Aber ich wollte schwören, daß noch mehr von dem Ungeziefer in dem Unkraut steckt. Nehmen Sie die Schaufel, Doktor, und nun los! Heraus mit Ihrer „Mimosa pudica" und wie das Zeug sonst noch heißt!"

Alle die kostbaren Urwaldspflanzen Ceylons, die seltenen Farne, die herrlichen Orchideen, der zierliche Zwergbambus, die blühenden Lianen, alles wurde erbarmungslos ausgerissen, und flog beiseite, wo es sich, nun wirklich totes und wertloses Unkraut, zu einem häßlichen Haufen Gestrüpps sammelte. Langsam kam unter der grünen Pflanzendecke die rotbraune Erde des Treibhausbodens zum Vorschein.

Plötzlich warf der Baron seinen Spaten beiseite, und griff nach der Reitgerte. „Achtung!" sagte er. „Dort ist die zweite!"

In der Tat, von dem dicken holzigen Zweig der weinrot blühenden Liane hob sich der grünlich schillernde Leib einer zweiten Tik Paluga ab. Sie lag beinahe bewegungslos, nur der plattgedrückte Kopf schob sich in langsamer, verdrossener Bewegung von rechts nach links.

Der Baron holte mit der Reitgerte aus. „Ich treffe den Kopf!" flüsterte er. „Schlagen Sie sie gleichzeitig leicht auf den Leib. So — jetzt! He, du Bestie! Wärst du in Teufelsnamen in Indien geblieben! Was hattest du in meinem Treibhaus zu suchen?"

Vorsichtig stieß der Baron mit dem Fuß die tote Schlange beiseite. Dann bückte er sich wieder nach dem Spaten; aber im gleichen Augenblick stieß er einen Ruf des Staunens aus, und fuhr mit der Hand an seinen Kopf.

„Wo ist mein Hut? Doktor, haben Sie mir den Hut vom Kopf gerissen? Herr des Himmels! Dort oben schaukelt er!"

Mitten im Raum, wie von unsichtbaren Händen gehalten, schwebte der Hut des Barons. Ganz verdutzt blickte sein Besitzer in die Höhe.

Dr. Kircheisen war in helle Begeisterung geraten. „Eine Rotangpalme!" schrie er verzückt. „Es ist wirklich und wahrhaftig eine Rotangpalme!"

„Wie kommt mein Hut dort hinauf?"

„Calamus Rotang!" rief der Arzt und versuchte den Hut zu erhaschen. Aber er brachte den ausgestreckten Arm nicht mehr herunter. Sein Ärmel war in Fetzen gerissen und ein scharfer stechender Schmerz kühlte seine Begeisterung erheblich ab.

Der Verbrecher war ein Schlinggewächs, der wahre Wegelagerer des Urwaldes. Lange, gefiederte Blätter, die sich in ein dünnes Seil verlängerten. Kleine Widerhaken, die am Ende dieses Seiles saßen, hatten sich blutgierig in den Arm des Arztes festgebissen.

„Hat sich denn die ganze Hölle des Urwalds bei mir ein Stelldichein gegeben?" schrie der Baron, ganz außer sich. „Doktor, was soll ich tun? Sie bluten ja!"

„Der Urwald wehrt sich!" ächzte der Arzt. „Ich darf den Arm nicht bewegen. Rasch, nehmen Sie die Gartenschere dort und schneiden Sie die Blätter durch . . . gut . . . noch dieses eine! So, ich danke Ihnen. Jetzt bin ich wieder frei."

Dr. Kircheisen ließ den Arm sinken und besah den zerrissenen Rock und die blutende Wunde.

„Das hätt' ich mir auch niemals träumen lassen, daß mir einmal ein echter Ceylonischer Calamus Rotang den Arm zerfetzen wird," sagte er stöhnend.

„Halten Sie still! Ich will Ihnen den Arm mit meinem Taschentuch verbinden. Der Schaden ist nicht allzu groß! So, jetzt können wir weiter arbeiten. Sie nehmen den Stock eben in die linke Hand. Sehen Sie, da gibt's schon wieder Arbeit, scheint mir."

Er deutete auf die Wurzeln des Mangobaumes, zwischen denen in diesem Augenblick eine dritte Tik Paluga hervorgekrochen kam. Leise zischend, unwillig über den ungewohnten Lärm, der ihn in seiner Ruhe gestört hatte, kam der exotische Fremdling in raschen, stoßartigen Bewegungen auf seine Feinde zu.

Es war die letzte Tik Paluga, die die beiden töteten. Die Jagd im Urwald war zu Ende. Die unheimlichen Gäste waren aus dem Treibhaus ausgerottet.

Aber mit ihnen zugleich waren zu des Doktors Schmerz auch alle die kostbaren Pflanzen, die sein Botanikerherz entzückt hatten, vernichtet. Die bunten Lianenblüten, die stolzen Farne, die seltsam geformten Orchideen lagen verwelkt, zerdrückt, zerrissen und zertreten über den Boden des Treibhauses verstreut. Nur der Mangobaum stand noch aufrecht in der Mitte des Raumes und streckte, seines blühenden Lianenschleiers beraubt, schwermütig seine gewaltigen Äste aus, die den Arzt jetzt plötzlich trotz ihrer grünen Blätterpracht auf seltsame Art kahl und schmucklos anmuteten.

Dr. Kircheisen blickte den Baron an.

„Wie muß Ihnen jetzt zu Mute sein?" fragte er nachdenklich. „Die Arbeit von vielen Monaten ist in einer Stunde zunichte geworden. Oder sind es Jahre gewesen, die Sie Ihrem kleinen Tropengarten geopfert haben?"

Der Baron brach in sein heiseres Lachen aus. „Jawohl, Doktor! Sie haben's erraten." Aus dem heiseren Lachen wurde plötzlich ein schrilles, wütendes Gelächter. „Jahre meines Lebens hat mich der Tropengarten gekostet! Jawohl! Jahre meines Lebens!"

Dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirne.

„Doktor!" sagte er. „Sie haben sich um meinetwillen in Lebensgefahr begeben. Wie kann ich Ihnen das danken?"

Dr. Kircheisen schwieg ein paar Sekunden. Wie eine Eingebung kam es über ihn. Jetzt war die große Gelegenheit da. Jetzt hieß es: Zugreifen!

Er blickte dem Baron fest ins Auge.

„Herr Baron!" sagte er leise. „Geben Sie mir die Hand Ihrer Tochter."

Die Antwort, die der Baron gab, war niederschlagend und fast verletzend.

„Sie haben Ihren guten Humor nicht verloren, Doktor, trotz Ihrem zerrissenen Ärmel und Ihrer Verwundung. Und nun wollen wir zum Tee hinauf, nicht wahr? Ich wenigstens bin hungrig geworden nach dieser stundenlangen Jagd im echten indischen Urwald! Und vorher wollen wir nach Ulam Singh schauen. Er wird erwacht sein."

„Gewiß!" sagte Dr. Kircheisen und biß sich in die Lippen. Die ironische Abfertigung, die ihm der Baron hatte zuteil werden lassen, hatte ihn beschämt und ärgerlich über sich selbst gemacht. ... Im Grunde aber war der Baron im Recht . . . dachte er . . . Wie konnte ich, ein Wildfremder, nach so kurzer Zeit solch eine Bitte stellen! Er hat es als Scherz aufgenommen und das war schließlich die vornehmste Art der Ablehnung, sicherlich . . .

Dr. Kircheisen zwang sich zu einem Lächeln. „Was die Echtheit des Urwaldes betrifft," sagte er „nun, auch die hatte natürlich ihre Grenzen. Glauben Sie, Herr Baron, daß wir, wenn wir eine Stunde lang im wirklichen Dschungel herumgestrichen wären, die niedere, indische Fauna nicht auch ein wenig zu spüren bekommen hätten? Da wäre vor allem der kleine, indische Landblutegel, der dringt zu Hunderten durch die dichtesten Kleider bis an die Haut und saugt sich fest."

„Landblutegel?" unterbrach ihn der Baron. „Doch nicht solch kleine gelbliche Würmer, dünn wie Stecknadeln, die sich wie gewisse Raupenarten fortbewegen?"

„Genau so sehen sie aus. Woher kennen Sie diese blutgierigen kleinen Teufel so genau Herr Baron?"

„Weil Ihnen nämlich gerade einer über den Stiefel kriecht, Doktor."

„Himmlischer Vater! Ja, wo kommt denn der her? Wahrhaftig! Ein wirklicher, indischer, Landblutegel! Und da noch einer — vier — sechs — oh, mehr als zwanzig! Weiß Gott, wie viel mir schon unter die Kleider gekrochen sind!"

„Teufel!" schrie der Baron. „Dann sind sie bei mir auch! Seit einer halben Stunde schon spür' ich das Stechen in den Beinen. Doktor! Helfen Sie mir doch! Wie wird man das Ungeziefer wieder los?"

Dr. Kircheisen rieb sich die Stirne: „Ja, ist denn das möglich?" rief er fassungslos. „Wie kommen denn diese Würmer daher? Die kann doch Ulam Singh unmöglich aus Indien mitgebracht haben!"

Der Baron brach wieder in sein schrilles Gelächter aus. „Humbug, Doktor! Alles Humbug! Oder wahrscheinlich eine Wachsuggestion! Soll ich Sie in den Arm zwicken, damit Sie aufwachen? Ja, Doktor, mein Tropengarten war beängstigend echt, unheimlich echt, das müssen Sie doch zugeben, Doktor!"

Die Bürste.

Dr. Kircheisen schloß behutsam die Tür des Krankenzimmers und ging, die Instrumententasche unter dem Arm, nachdenklich die Treppe hinab. Er hatte dem Baron am Morgen versprochen, ihn rechtzeitig in Kenntnis zu setzen, wenn es mit Ulam Singh zu Ende ging. Die Stunde, in der er sein Wort einzulösen hatte, schien dem Arzt nicht fern zu sein. Die Injektionen, mittels deren es ihm bis jetzt gelungen war, den Einfluß des Giftes zu bekämpfen und abzuschwächen, begannen zu versagen. Die letzte, vor einer Viertelstunde verabreichte, war, so stark er auch die Dosis gewählt hatte, beinahe ohne jede Wirkung geblieben. Ulam Singh lag stumpf und teilnahmslos mit geschlossenen Augen auf seinem Lager, ein Zustand, der zweifellos das letzte Stadium des Todeskampfes vorbereitete. Dr. Kircheisen, der im Treibhaus das feine Wunderwerk des Inders in der gleichen Stunde bewundert und zerstört hatte, empfand in diesem Augenblick zum erstenmal ein tieferes Interesse für den seltsamen Fremdling, dem er bis jetzt nur als Träger eines bemerkenswerten Krankheitsbildes Beachtung abgewonnen hatte . . . Dort drinnen — dachte der Arzt — wird morgen ein großer Künstler und Gelehrter sterben, ein Mensch, dem Freund zu sein sich gelohnt hätte. Es wäre anregend und sehr nützlich für mich gewesen, wenn ich mich mit ihm nur eine halbe Stunde lang über Gartenkunst, über indische Tiere und Pflanzen hätte unterhalten können. Ich hätte sicher allerlei Neues und Wissenswertes gelernt. Wie er es beispielsweise nur angestellt haben mag, der „Nepenthes destillatoria", der fleischfressenden Pflanze, die gewohnte Insektennahrung zu beschaffen! Schade um Ulam Singh! Schade um diesen sonderbaren Menschen, der sich mit einem Tuchlappen den Mund versperrte, weil er auch das kleinste der Geschöpfe Gottes nicht mit seinem Atemzug vernichten wollte. Welch eine tiefe Liebe zur Natur sprach aus der ihm zur Religion gewordenen Gewohnheit. Schade um diesen Mann. Freilich, der Tod wird ihm einen großen Kummer ersparen. Wie würde ihm zumute sein beim Anblick des zerstörten Tropengartens, seines Lebenswerkes, in dem Schaufel und Spaten so vandalisch gewütet haben.

Dr. Kircheisen war in die Halle getreten. Nein, hier war die Baronesse nicht. Die Springschnur lag noch immer auf einem der Rohrstühle, aber das junge Mädchen selbst war nicht zu sehen. Vielleicht auf der Terrasse? Oder im Garten? Kaum. Es regnete ja wieder. Wo mochte sie sein? War sie ausgegangen? Nun, dann blieb nichts übrig, als sich bis zum Abendessen in Geduld zu fassen und inzwischen die Tasche mit den Instrumenten wieder an ihren Platz zu bringen.

Vor der Türe seines Zimmers blieb der Arzt stehen und horchte. Was war das für ein Geräusch, das da aus dem Zimmer kam? Wahrscheinlich brachte der alte Philipp oder einer von den neuen Dienstboten das Zimmer in Ordnung und richtete das Bett für die Nacht zurecht. Dr. Kircheisen zögerte nicht lange und trat ein.

Seine erste Regung war, die Türe rasch wieder zu schließen und sich davonzuschleichen. Dr. Kircheisen wollte seinen Augen nicht trauen: Die Baronesse selbst war es, die mitten in seinem Zimmer stand. Aber sie hatte ihn schon gesehen, zweifellos, denn ihr Gesicht war der Türe zugewendet. Eine überstürzte Flucht hätte ihn lächerlich gemacht und die Peinlichkeit des Augenblicks nur noch erhöht. Darum: ruhig eintreten!

Die Baronesse schien nicht im geringsten verwirrt. Mit der Sicherheit der Dame von Welt, die auch in der schwierigsten Situation niemals die Haltung verliert, nickte sie dem Arzt zu und lächelte, ein wenig absichtlich, wie es ihm schien, und beinahe trotzig.

„Sie sollen so hübsche Instrumente hier haben, Herr Doktor," sagte sie leichthin. „So nette kleine Messerchen und Spritzen und Nadeln. Die hab' ich mir anschauen wollen."

Sie erwartete jetzt offenbar eine Erwiderung, etwas Liebenswürdiges, Verbindliches. Aber ihm war die Kehle wie zugeschnürt. Er hatte kaum gehört, was sie gesagt hatte . . . Wie unvorsichtig und doch! Wie kühn und tapfer von ihr, mich hier in meinem Zimmer aufzusuchen! . . . dachte er . . . In welche Gefahr hat sich das junge Mädchen um meinetwillen begeben. Wie, wenn sie hier überrascht würde! Von ihrem Vater oder von einem Dienstboten! Aber daran hat sie nicht gedacht. Sie wollte einfach zu mir, und, während ich sie überall gesucht habe, auf der Terrasse, in der Halle, ist sie hierher gekommen in mein Zimmer und hat hier auf mich gewartet, dieses zarte, süße, wunderbare Geschöpf, weiß Gott, wie lange sie schon gewartet hat! . . .

„Baronesse!" flüsterte Dr. Kircheisen und beugte sich über ihre Hand.

„Sind sie darin?" fragte die Baronesse und zeigte auf die schwarze Ledertasche, die der Arzt unter dem Arm trug.

„Was denn?"

„Die Messer und die Nadeln. Bitte, zeigen Sie mir sie! Ich seh' so gerne scharfe, spitzige Messer." Sie turnte mit leichtem Schwung auf die Tischplatte, setzte sich bequem zurecht und ordnete die Rockfalten.

„Ach, lassen Sie doch die langweiligen Instrumente, Baronesse!" sagte der Arzt. „Ich freue mich so, mit Ihnen einmal ungestört plaudern zu können. Freilich, wenn jetzt jemand kommt . . ."

Sie schob die Lippe verachtungsvoll vor. „Das ist mir ganz egal."

„Wirklich, Baronesse?" sagte Dr. Kircheisen und haschte freudig erregt über dieses Geständnis nach ihrer Hand. Jetzt war sie mit einem Male wieder in allen ihren Bewegungen, in dem lebhaften Spiel ihrer großen blauen Augen das anmutige und unbefangene Naturkind. Diese Plötzlichkeit der Wandlung! Dr. Kircheisen hatte noch das Wort, „Baronesse" auf den Lippen, und inzwischen war blitzschnell aus der Dame von Welt der Wildfang geworden.

„Sind Sie wirklich der Instrumente halber hierhergekommen, Gretl?" fragte der Arzt. Die Frage war wenig taktvoll, das sah er im gleichen Augenblick ein und er konnte sich's selbst nicht erklären, wie er den Mut zu solchen Worten gefunden hatte. Aber nun war's einmal gesagt und nun wollte er aus ihrem eigenen Munde erfahren, ob ihn nur leere Hoffnungen und Träume genarrt hatten.

Die Baronesse errötete, gab jedoch keine Antwort.

„Wirklich nur der Instrumente halber? Ist das der einzige Grund gewesen, Gretl?" forschte er eindringlich.

Die Baronesse senkte den Kopf und schwieg. Dann hob sie ihn mit einem plötzlichen Ruck.

„Sie wissen's also?" fragte sie.

„Ich hab's sofort geahnt! Gleich als ich Sie in meinem Zimmer stehen sah," rief Dr. Kircheisen glücklich.

Die Baronesse war ganz ernst geworden: „Schade. Es wär' so hübsch gewesen, wenn Sie die ganze Nacht wach geblieben wären und an mich gedacht hätten."

„Das werde ich bestimmt tun, Gretl! Ich schwöre es Ihnen. Den ganzen Tag und die ganze Nacht. Wenn Sie wüßten, Gretl, was Liebe ist!"

„Gewiß weiß ich das," sagte die Baronesse sehr sachlich und bestimmt. „Liebe ist, wenn der Ritter den Drachen erschlägt, der die Prinzessin bewacht, oder wenn er ein Meer durchschwimmt."

„Wenn Sie doch nur einen Augenblick ernst bleiben wollten, Gretl! Sie paßt ja wunderbar zu Ihnen, diese unaufhörliche Lust, zu scherzen, aber die kostbare Zeit verrinnt, die wir für uns allein haben. Wenn Sie doch nur ein wenig Mitleid mit mir haben wollten."

„Mitleid? Pfui!" sagte die Baronesse ganz kalt und frostig. „Das ist langweilig: Mitleid. Der Ritter Blaubart, das war ein wirklicher Mann, der hat seinen Frauen den Kopf abgeschlagen und dann immer wieder eine andere genommen. Wenn ich heirate, muß mein Mann einen großen, blauen Bart haben, sonst nehm' ich ihn nicht."

Dr. Kircheisen betastete nachdenklich sein glattrasiertes Kinn und suchte die Baronesse zugunsten seiner Bartlosigkeit umzustimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die sonderbaren Fahrten der Ida Pfeiffer.

Eine alte Wienerin besucht Kopfjäger und Menschenfresser.

Von Ernst Heller-Wien.

Vor kurzem fiel es einer alten Dame, einer Engländerin, ein, mit Handkoffer und Regenschirm von Süden nach Norden quer durch Afrika zu reisen, um der Mitwelt den Beweis zu erbringen, daß der Schwarze Erdteil alle seine Schrecken verloren hat.

Die Engländerin kam mit ihrem Unterfangen einige achtzig Jahre zu spät. Sie hat nämlich — wahrscheinlich ohne es zu wissen — eine Vorgängerin gehabt, die ehrsame Frau Ida Pfeiffer, deren sonderbares Geschick sich einer kurzen Betrachtung wohl lohnt.

Ida Laura wurde sie von ihren Eltern getauft, als sie im Oktober 1797 im Hause des wohlhabenden Wiener Bürgers Reyer zur Welt kam. Sie war unter sechs Kindern das einzige Mädchen und wollte auch ein Junge sein. So entwickelte sie sich zum Trotzkopf, und das um so mehr, als der Tod bald die väterliche Hand fehlen ließ. Den französischen Offizieren, die im Hause einquartiert waren, trotzte sie ebenso wie ihren Brüdern. Sie war ein Stachelkaktus, dem sich niemand gern näherte.

Die Liebe änderte sie plötzlich. Ein junger Lehrer kam ins Haus, und Ida verlobte sich mit ihm, ohne jemand um Erlaubnis zu fragen. Ein ungeheuerliches Vergehen in der damaligen Zeit. Die Mutter setzte Himmel und Hölle in Bewegung, schlug ihr eine Reihe anderer, „standesgemäßer" Freier vor, wollte sie zwingen, auf das Kreuz zu schwören: „Ich lasse von meinem Hauslehrer." Ida schien aber sterben zu wollen.

Doch plötzlich änderte sie wieder ihren Entschluß, und mit 23 Jahren heiratete sie den siebenundvierzigjährigen Rechtsanwalt Pfeiffer aus Lemberg. Sie schien plötzlich selbst in sich den Beruf zur sorgsamen Hausfrau entdeckt zu haben, denn als ihr Mann bald darauf politischer Gegnerschaft wegen in äußerste Bedrängnis geriet, stand sie ihm in elf Hungerjahren ohne ein Wort der Klage zur Seite und schenkte ihm Kinder.

Der Tod der Mutter, der sie nie ihre Notlage verraten hatte, legte ihr ein Vermögen in den Schoß, groß genug, um ihre Jungen erziehen zu können. Sie war 45 Jahre alt, als die Kinder in die Welt hinausgingen. Und nun konnte sie sich zum ersten Mal eine Erholung gönnen. Sie sah das Mittelmeer bei Triest, und plötzliches Reisefieber, ja Abenteuerlust packte sie. Lange schlummernde Sehnsucht kam plötzlich zum Ausbruch. Ida Pfeiffer wollte die Welt sehen, und nichts hielt sie länger in Wien. Sie packte ihren Koffer und dampfte eines Tages auf der Donau nach Konstantinopel.

Angeblich wollte sie dort eine Freundin besuchen. Doch sie hielt sich nicht lange in Stambul auf, und als sie ein Jahr später mit einem Tagebuch voller Notizen nach Wien zurückkehrte, hatte sie Kleinasien, Palästina und Ägypten besucht, Abenteuer genug erlebt, um ein Buch davon zu schreiben, das rasch Anklang fand.

Der Erfolg der ersten Reise lockte zu weiteren. Der Ertrag des Buches ermöglichte eine Fahrt nach Skandinavien und Island. 1846 konnte Ida Pfeiffer sogar eine Weltreise antreten. Ein Graf Berchtold bot sich ihr als Reisegefährte an, verlor aber in Brasilien bald die Lust, die Abenteuer der tollkühnen Frau im Urwald zu teilen. Ein Messerstich, den ein Neger ihr beibrachte, hätte Ida Pfeiffers erste Weltreise beinahe jäh beendet. Die unverwüstliche Frau erholte sich aber rasch, fuhr um Kap Horn, besuchte die berühmte Königin Pomare auf Tahiti, wagte sich in die Räuberhöhlen von Macao, wurde in Hongkong beinahe ermordet, war in Indien Zeuge einer Witwenverbrennung und von Tigerjagden, durchquerte in Persien Gebiete, die noch kein Europäer betreten hatte, besuchte unter Lebensgefahr die Ruinen von Ninive und kehrte mit massenhaftem Stoff für ein neues Reisewerk nach Wien zurück.

Die Strapazen der dreijährigen Fahrt ließen in ihr den Wunsch keimen, wieder zur geruhsamen Hausfrau zu werden. Aber der Abenteuerdrang war stärker. Sie wollte nun auch Afrika erforschen. Monatelang zog sie kreuz und quer durch den Süden des Erdteils, als einzige Frau unter Schwarzen, bis sie sich davon überzeugen mußte, daß ihre Mittel nicht reichten. Nun fuhr sie kurz entschlossen nach Borneo, fand die Unterstützung des weißen Fürsten von Sarawak, wagte sich ungeschoren unter die Kopfjäger und wäre auf Sumatra um ein Haar aufgefressen worden. Dann zog sie weiter nach Kalifornien, wanderte unbekümmert durch das Gebiet von Indianern, die den Weißhäuten den Tod geschworen hatten, erlebte in Ecuador eine Revolution und einen Ausbruch des Cotopaxi, fiel beinahe in den Rachen eines Alligators und kehrte nach fünf Jahren, mit Erinnerungen und Sammelgegenständen aller Art beladen, nach Wien zurück.

Ida Pfeiffer erhob niemals Anspruch auf wissenschaftlichen Ruf, und doch erlangte sie die ehrenvolle Anerkennung Alexanders von Humboldt und des Geographen Ritter. Die Gegenstände, die sie nach Europa brachte, Pflanzen und Mineralien, erregten das Interesse der Forscher. Als Mitglied geographischer Gesellschaften und allgemein geehrt, hatte die Neunundfünfzigjährige sich zur Ruhe setzen können.

Doch die Abenteuerlust trieb sie wieder hinaus. In Madagaskar bereiteten sich anscheinend große Dinge vor. Ein Franzose namens Lambert hatte vom Kronprinzen Rokoto Landkonzessionen erhalten, die ihn praktisch zum Herrn der Insel machen würden. Dafür verlangte man von ihm eine Gegenleistung: Er sollte die regierende Königin vertreiben, Rokoto zu deren Nachfolger machen. Ida Pfeiffer lernte Lambert in Kapstadt kennen, war sofort für Madagaskar begeistert, begleitete den Franzosen dorthin und sah sich plötzlich in eine hochpolitische Verschwörung verstrickt. Sie erkannte die Gefahren, die ihr drohten, aber der Forscherdrang ließ ihr keine Ruhe, und sie trat den Marsch ins Innere der Insel an.

An einem Junitage des Jahres 1857 sollte der Handstreich gegen die Königin zur Ausführung gelangen. Es kam aber nicht so weit, weil die dunkelhäutige Landesmutter Lunte gerochen hatte und die Verschwörer gefangen nehmen ließ. Trotzdem setzte Ida Pfeiffer unbekümmert ihr Tage-

buch fort. Und dann krönte sie ihre Abenteuerlaufbahn als Sechzigjährige mit einer monatelangen aufreibenden Flucht quer durch Madagaskar.

Krank und vom Fieber geschüttelt erreichte sie die Küste und kehrte über Mauritius und Kapstadt heim nach Wien, wo sie mit einundsechzig Jahren an den Folgen des aus Madagaskar mitgebrachten Leidens starb.

Wir bewundern heute die Leistungen so vieler moderner Frauen, die es den Männern auf jedem Gebiet gleichzutun versuchen. Keine aber hat bisher jene unansehnliche kleine Wienerin zu übertrumpfen vermocht, die vor mehr als siebzig Jahren mit Kapotthut und Schirm völlig unbekannte Länder durchstreifte, Kopfjäger und Menschenfresser aufsuchte und Throne stürzen wollte.

Der Sohn des Kaiserjägers.

Skizze von **Hanns W. Kappler.**

Der Föhn umbrauste die Sempacher Hütte im Gebiet der Sonklar-Spitze, trieb den Schnee vom Dach und wirbelte ihn in tollem Tanz umher.

Am grobgezimmerten Tisch saßen rauchend und sinnend der Bergführer Sepp Mayrhofer und sein Begleiter Peter Ries. Mit der Erreichung des Zieles ihrer Bergwanderung war es nichts geworden, der Föhn hatte an Stärke gewonnen, und man mußte sich glücklich schätzen, wohlbehalten in der Sempacher Hütte angelangt zu sein. Das Feuer knisterte im offenen Herd, unruhig zuckten die Flammen auf und ab, hin und her, der Sturmwind riß den Rauch gierig aus dem Schornstein.

Mitten in die Behaglichkeit der Hütte ertönte plötzlich ein Poltern vor der Tür, die kurz darauf heftig aufgerissen wurde. Eine schneebedeckte Gestalt lehnte sich erschöpft an den Pfosten. Sepp und Peter sprangen auf, zogen den Mann in die Hütte und schlossen rasch die Tür.

„Allein gekommen?“ fragte Sepp.

Der Mann rang sichtlich nach Atem, schüttelte mit dem Kopf. „Mein — Gefährte — abgestürzt — —!“ rang es sich schließlich stoßweise über seine Lippen.

„Abgestürzt?“ fragten Sepp und Peter wie aus einem Munde.

„Drüben — in eine — Gletscherspalte — —“

„Auf dem Südgletscher?“

„Ja, ja — dicht neben dem Spitzgrat.“

„Wer ist dein Begleiter?“

„Der Bergführer Inno Torri aus Bozen.“

Der Name des Abgestürzten übte auf die beiden Deutschen eine eigenartige Wirkung aus. Während Sepp Mayrhofer sich stumm abwandte, stieß Peter Ries einen leisen Pfiff aus. „Inno Torri!“ widerholte er dann langgedehnt. „So, so . . .“

Befremdet schaute der Italiener auf. „Signores, kennen Sie meinen Freund?“

Peter Ries lachte rauh auf. „Ob wir den kennen? Ein lieber Bursche, der Torri.“

„Was — bedeutet das?“ murmelte der Italiener.

„Ich will es Ihnen sagen“, bemerkte Peter Ries, und seine Augen blitzten. „Anno sechzehn war es, am Premaggiore. Sepp Mayrhofers Vater lag dort als Kaiserjäger. Auf einem Patrouillengang wurde er aus dem Hinterhalt heimtückisch erschossen. Der Mörder war sein ehemals bester Freund, eben der Torri, der früher Bergführer in Belluno gewesen war.“

Der Italiener drückte sich scheu in eine Ecke der Hütte und senkte den Kopf. Sepp Mayrhofer aber hatte inzwischen nach Eispickel und Seil gegriffen, der Rucksack hing ihm schon über der Schulter. „Mach' dich fertig Peter!“ sagte er kurz.

Peter Ries schaute erstaunt zu ihm hinüber, als er aber das entschlossene Antlitz des Freundes sah, nickte er stumm mit dem Kopf.

Kurze Zeit später brauste der Föhn um zwei Männer, die sich mühsam durch Schnee und Eis einen Weg bahnten. Stunde um Stunde verging, ehe der Spitzgrat am Sonklar erreicht wurde. Drohend gähnte die tiefe Gletscherspalte in der mehr und mehr hereinbrechenden Dämmerung. Peter trieb den Pickel fest in vereistes Geröll, dann schob sich Sepp Mayrhofer vorsichtig über das Eis des Südgletschers. Am Rande der Spalte angelangt, rief er in das undurchdringliche Dunkel: „Hallo! Torri!“

„Hallo!“ kam es ganz deutlich aus der Tiefe zurück.

„Bist du verletzt?“

„Beide Unterschenkel gebrochen“, ertönte es als Antwort. „Ein Deutscher bist du?“

„Ja. Wie tief liegst du?“

„Dreißig Meter müssen es sein. Wer bist du?“

„Der Sepp“, antwortete der Bergführer kurz.

„Welcher Sepp?“ kam es beharrlich zurück.

„Der Mayrhofer.“

„Der Bergführer aus Schönau?“ — „Ja.“

Eine Pause entstand, während der Sepp Mayrhofer das Seil durch die Hände in den Gletscherspalt abrollen ließ.

„Laß mich unten, Sepp Mayrhofer!“ tönte es plötzlich, gleich einem Schrei, aus dem dunklen Abgrund herauf.

Sepp ließ das Seil unbeirrt durch seine Finger gleiten. „Leg' dir den Strang um die Brust, Torri!“ erklärte er ruhig. „Ich zieh' dich hinauf.“

„Nein, laßt mich — hier unten! Ich hab' eine alte Schuld zu zahlen, Sepp Mayrhofer.“

„Ist erledigt“, brummte der Bergführer hinab. „Pack' dich, nimmt das Seil und sieh zu, daß du herauskommst!“

Einige Sekunden verstrichen, ehe Sepp an den Bewegungen des Seiles spürte, daß der Verunglückte seinem Gebot folgte. Bald darauf lag Torri auf dem Gletschereis zu Füßen des Bergführers Sepp Mayrhofer.

„Ich würd' dir meine Hand geben zum Dank“, murmelte Torri leise, „aber es klebt Blut daran. Das Blut deines Vaters, Sepp Mayrhofer.“

„Red' nicht, Torri! Hier ist die Decke, wir tragen dich nach der Sempacher Hütte.“

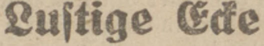
Aber die Rückkehr war beschwerlicher und voll größerer Gefahren als der Hinweg. Die Last des hilflosen Abgestürzten raubte den beiden Rettern viel von ihrer Sicherheit. Die Nacht brach herein, viele Stunden vergingen, ehe endlich das Licht der Hütte durch die Nacht schimmerte.

Sepp Mayrhofer und Peter Ries legten einen Toten auf den Fußboden der Hütte: Torri war erfroren, den langen Rückweg hatte er nicht überstanden.

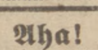
Während sein Begleiter neben ihm kniete, zog Sepp langsam die Mütze vom Kopf. „Was meinem Vater nicht beschieden, ihm, dem Torri, wird es: ein Grab in heimatlicher Erde —.“

Still wurde es in der Hütte. Draußen heulte der Föhn sein uraltes, grausiges Lied.











Arzt: „Ihre Frau hat also ein Stoffwechselleiden, Herr Huber.“

Ehemann: „So, jetzt weiß ich auch, warum sie alle vierzehn Tage ein neues Kleid will!“

Verantwortlicher Redakteur: J. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.